

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Flammentöter.

Roman von Horst Bodemer.

(Schluß.)

Pfingsten war gekommen, die langen Tage. Da suchte es oft in den Händen des Flammentöters, der Drud auf seinem Gehirnkasten ließ nach, neue Arbeitslust erwachte. Aber dann begann immer wieder das Bucken um die Mundwinkel. Alle Monate schickte ihm der Justizrat Minnering das Geld und schrieb das letzte Mal dazu:

„Wieder werde ich, sowohl von Klausners wie von Leutnant Krohlow beehrt, Ihre Adresse anzugeben. Ich darf das natürlich nicht. In ihrem Interesse liegt es aber wohl, sich mit Herrn Klausner wieder in Verbindung zu setzen. Wie er mir neulich sagte, kam jeden Tag das deutsche Patent auf Ihre Erfindung herauskommen. Er hat für die Deklamation hunderttausend Mark ausgeworfen und zu seinen vierzehn Reisenden noch zweihundzwanzig für den 1. Juli engagiert.“

Das war ja alles wunderschön! Warum aber hatte Krohlow's Verlobung mit der Trude noch nicht stattgefunden? Wenn Klausner solches Vertrauen zu der Erfindung hatte, konnte er doch getrost seinen Segen geben!

Der Juli kam, das Patent wurde erteilt, da wurde der Flammentöter unruhig.

Hörsters rissen die Augen auf. Die Frau schüttelte den Kopf, wenn ihr Gast draußen auf dem Hofe voller Wut Holz hackte, daß ihm die Späne um die Ohren flogen.

„Mutterchen, die Grogzeit ist vorüber,“ sagte dann der Mann von der grünen Farbe, „paß mal auf, jetzt labbert er bald mit Vorliebe saure Milch! und weißt du, was das zu bedeuten hat? Mich Magenverstimmung, i Gott bewahre, da steckt ein Unterrod dahinter, der ihm nur ganz richtig durch die Lippen gegangen ist! . . . Weißte noch, unser Hammen? . . . Na, natürlich, bei den Mannsleuten sieht der Zustand anders aus, aber schließlich kommt's doch auf ganz dasselbe raus . . . Der starke Hirsch und der Schneider (junger Hirsch)! Letzterer wird bekanntlich von dem Kapitalen in die Büsche getrieben! . . . Und ob es ein Mann oder ein Schneider, er tut sich im Dickicht nieder und läßt den Keiser lang aus dem Jange hängen, — bis die richtigen Tage, nämlich Mutterchen, die anderen aber auch wieder gar nicht gefallen, kommen! 'ne verdammte richtige Einrichtung von unserem Herrgott!“

Aber der Flammentöter „labberte“ nicht saure Milch! Die Sonne braunte ihm jetzt so schön auf die Nase, da fing er nach und nach an, sie wieder hochzutragen, das Bucken um die Mundwinkel hörte auf, oft piffte er sich eins und riß Tag für Tag den Zettel vom Wandkalender ab . . . Der erste Oktober, der zweite, dritte! Da mußte die erste Abrechnung über die Erfindung kommen. Sie würde

ja noch nicht „unheimlich“ sein, denn von heute zu morgen ließ sich etwas Neues nicht einführen, immerhin, neugierig war er, wie der Anfang ausfah.

Und der war so glänzend, daß der Brief Krohlow's, den der Justizrat beigelegt, in dem der Freund seine öffentliche Verlobung mit der Trude anzeigte, ihm nicht einmal den fürchterlichen Stich ins Herz versetzte, den er erwartet hatte.

Aber schließlich, ein böser Tag war's doch! Und den ertränkte man am besten in Sekt. Der junge Waldbäuer mußte ins Städtchen hinunter laufen und sechs Flaschen heraufholen. Und denen wurden an diesem Tage allen die Hälse gebrochen.

Krohlow war sehr aufgeregt zu Klausners gekommen. Der Fabrikant hatte sich mit herzlichsten Worten bedankt.

„Es wird ein gutes Geschäft werden, soweit es sich jetzt überblicken läßt! . . . Meine älteste Tochter kann leider nicht erscheinen, bettlägerig, aber nicht weiter schlimm!“

Und daß es wirklich nicht schlimm um seine Trude stehen konnte, merkte Krohlow an dem vergnügten Schmunzeln der Dene. Dazu kniff sie das rechte Auge zu.

Der junge Offizier holte tief Atem.

„Herr Klausner! Gnädige Frau! Ich bin wahrlich nicht gekommen, um Dank einzufassen. Es war doch Zufall, daß ich den Wellerkamp kannte. Natürlich ist es für mich eine große Freude, wenn sich nach allen Seiten der Himmel klärt! . . . Mich trieb die Angst her.“

„Die Angst?“ fragte Frau Klausner und machte erstaunte Augen.

„Ja! Nämlich um Wellerkamp!“ Er erzählte, in welchem Aufzuge der Freund zu ihm gekommen war, was für ein weiches Herz bei aller Genialität in der Brust des Flammentöters schlug, welche Angst er habe, daß der arme Kerl den Halt verlieren werde, denn dieses „Ausreißen“ mache ihm ernstlich Sorge. „Herr Klausner, ich habe getan, was ich tun konnte, nun ist's aber an Ihnen, den lieben Kerl mit starker Hand aufrecht zu halten! . . . Das trieb mich heute her — mir das!“

Der Fabrikant nahm Krohlow's beide Hände in die seinen. Seine Augen bekamen einen feuchten Glanz, selbst die lustige, übermütige Dene mußte ihr Vatisttaschentüchlein zücken.

„Gern hab' ich Sie schon immer gehabt, Krohlow, von heute ab hab' ich Sie lieb . . . Wir! . . . Da freu' ich mich für meine Trude! . . . Aber erst der Erfolg! . . . Wenn Sie bis dahin sich recht oft bei uns sehen lassen, — Sie werden uns immer willkommen sein!“

Die Nahrung erreichte ihren Höhepunkt, als Frau Klausner ihren künftigen Schwiegersohn in die Arme schloß. Dann aber wurde man wieder ernst. Man erwog, wie man dem Flammentöter helfen könne, und fand doch vorläufig keinen Weg.

„Na,“ meinte Klausner, „kommt Zeit, kommt Markt“

„Jetzt gilt's für mich zu arbeiten, mit ganzer Kraft, und der Tag wird ja wohl bald anbrechen, an dem wir erfahren, wo eigentlich Herr Wellerkamp steckt! Dann fahr ich zu ihm und rede mit ihm deutsch. Ich wär' ja ein Schuft, ließ ich ihn im Stiche.“

Krohlow kam nun oft, und die Trude blühte auf wie eine Rose. Die Medizin, die der Arzt vorgeschlagen, ohne daß der Apotheker „in Nahrung gesetzt“ zu werden brauchte, tat Wunder. Der Appetit stellte sich wieder ein. Klausners Lächeln nachsichtig, wenn die beiden oft recht lange im Nebenzimmer allein blieben. Eiferfüchtig war die Vene nicht, Gott bewahre, sie gönnte ihrer Schwester alles Glück auf Erden, aber sie schloß in diesen Frühlingnächten oft recht schlecht!... Sie mußte an den Flammentöter denken, den lustigen Gesell, über den sie so herzlich hatte lachen können, und der nun wahrscheinlich hernuschlich mit hängendem Kopfe, — irgendwo! Trotz alles Drängens der Eltern und Krohlow war vom Justizrat Minnekling nicht herauszubekommen, wo er sich aufhielt. Der verschanzte sich immer wieder hinter sein Amtsgeheimnis... Das tat besonders der Vene bitter weh! Wenn man den schlauen Kopf ein wenig zustrich und den ganzen Kerl fest an die Bügel nahm, mußte mit dem ein lustiges Leben sein!... Vor den Spiegel stellte sie sich! Getrost konnte sie sich sehen lassen, tief holte sie Atem, daß die Nähte krachten, und dann lachte sie sich an und streckte die Zunge heraus. Es war noch lange nicht aller Tage Abend, — noch lange nicht! Aber mit knapp neunzehn — im Frühling —, da lernte man das Seuzen...

Das Patent kam heraus. Klausner war vom grauen Morgen bis zur sinkenden Nacht in der Fabrik. Mit Hochdruck wurde gearbeitet. Anzeigen über halbe Zeitungsseiten standen in den Blättern, die Reisenden wurden „los-gelassen“, über Erwarten schnell stellte sich der Erfolg ein.

„Kinder, Kinder,“ sagte Klausner jetzt täglich, „es ist unglaublich, aber Gott sei Dank wahr! Wir schlagen die Konkurrenz auf der ganzen Linie — und verdienen an jedem Bäckchen mehr als sie, — das ist der springende Punkt!... Wieder hab' ich mehr Arbeiter einstellen, auch das Bureau-personal vermehren müssen, ernstlich denk ich daran, die Fabrik zu vergrößern!“

Und eines Tages rieb er sich die Hände. „Herr Wellerkamp wird sich freuen, Doktor Dezius ist wieder da! Ich hab's dem Justizrat gleich telephoniert, er soll's ihm mitteilen!“

Krohlow machte ein ernstes Gesicht. „Ich dächte, wir gingen noch heute zu Herrn Minnekling; die öffentliche Verlobung hat stattgefunden, ehe ich nicht dem Freunde ins Auge gesehen, heirat' ich nicht!“

Und das fanden alle in Ordnung — besonders die Vene! Daß sie einen roten Kopf bekommen, dafür konnte sie natürlich nichts!... Und niemand tat, als bemerke man es!...

Am Spätnachmittag begab sich Klausner mit Krohlow zum Justizrat und stellte ihm vor, daß sie Wellerkamp durchaus sprechen müßten.

Der zuckte die Achseln.

„Ich darf seine Adresse nicht verraten, sonst heßt mir mein Mandant womöglich mit Zug und Recht die Anwaltskammer auf den Hals!... hm, schließlich wird man in unserer Berufs Menschenkammer! Herr Wellerkamp scheint eine böse Zeit gehabt zu haben, aber eine „Besserung“ muß wohl eingetreten sein! So viel darf ich Ihnen schon sagen, weil Sie es gut mit meinem Mandanten meinen!... Also, auf die ersten Geldsendungen erhielt ich, trotz meiner Bitte, keine Quittung! Im Juni kam die erste! Kurz und flüchtig auf einer Postkarte, und darunter stand: Wie sieht es eigentlich mit dem Patent?... Das war ein Anzeichen der Genesung! Nun bekam ich die Quittungen immer regelmäßig postwendend... Und als ich am ersten Oktober die erste Abrechnung schickte über den günstigen Vertrieb des Waschpulvers mit dem Briefe des Herrn Leutnants, in dem er seine Verlobung anzeigte, erhielt ich eine Karte, die mir in äußerst fideler Stimmung geschrieben zu sein scheint, allerdings war die Handschrift recht unsicher. Aber was da stand, lautete: So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage... Nun das glaub' ich ja nicht, aber ebensowenig an reinen Galgenhumor!“

Krohlow hat um die Karte. Da winkte aber der Justizrat lachend ab.

„Sie Schlauberger! Damit Sie den Poststempel sehen, was, das gib't nicht!“

„Aber ich muß ihn sprechen, Herr Justizrat!“

Der nahm eine Zeitung in die Hand und einen Blaustift, sagte kein Wort, schmunzelte nur und strich immer wieder eine Stelle an, die die Uberschrift trug: Steckbrief.

Da lachte Krohlow laut auf.

„Adieu, Herr Justizrat! Und Ihre Hilfe brauch ich schon gar nicht!“

Der Flammentöter hatte sich vom Justizrat Mennekling Geld schicken lassen aus seinen „Waschpulverprozenten“, um sich Winterkleidung zu besorgen, denn vorläufig wollte er noch hier in der Einsamkeit bleiben, bis Freund Krohlow verheiratet war.

In einer pelzgefütterten Zoppe und hohen Stiefeln lief er nun durch die Wälder, durch raschelndes Laub und sog den herben Duft tief in seine Lungen. Morgens war schon alles bereift, und eines Tages tammelten die Schneeflocken ohne Unterlaß zur Erde.

Da marschierte er in das Geriesel hinein. Der Wind blies von Norden und brannte ihm rote Flecke auf die Wangen. Dieser zog er die Pelzmütze über die Ohren und ging nicht eher heim, bis ihm der Wagen knurrte und die Zähne klapperten. Der Hund des Försters war sein Begleiter gewesen.

Als er den Hausflur betrat, knurrte Sektor, der Förster kam zur Tür des Wohnzimmer hinausgestürzt und steckte einen von diesen unbändig langen neuen Hundertmarkscheinen in sichtlicher Verlegenheit in seine Zoppentasche.

„Nun in den deutschen Bund,“ brüllte der alte Weid-gesell los, „es ist nämlich Besuch da!“

Und als der Flammentöter kurz lechzen wollte, packte er ihn einfach an der Brust, zog ihn ins Zimmer und verduftete mit einer Geschwindigkeit, als habe er vierzehn-jährige Knochen im Leibe.

„Krohlow — du? ... Verdammt, ich verstehe, diese Försterseele...“

„Die laß man in Frieden und gib mir die Hand. Ich hab' dich öffentlich in der Zeitung suchen lassen, gegen hundert Mark Belohnung, denk nur, so viel bist du mir wert! Und hätt' er sie nicht verdient, dann eben ein anderer!“

Der Flammentöter schob die Unterlippe vor und strich sich den Schnee von der Zoppe, nachdem er Krohlow die Hand gereicht.

„Jungchen, was willst du eigentlich?“ fragte er dabei und zwang sich zur Ruhe.

„Deutsch reden mit dir! Kurz und hoffentlich schmerzlos!... Donnerchen ja, gut siehst du aus! Der lange Vollbart steht dir! Bloß dein Haupthaar!“

„Du — ich denke kurz und schmerzlos?“

„Bin ja im besten Zuge!... Also da, ich weiß eine, die hat dich lieb und paßt viel besser zu dir als meine stille Trude! Und da ich einen feierlichen Eid geleistet habe, nicht eher zu heiraten, als bis du dich der Welt zurückgegeben, also, da mußst du schon Mitleid mit mir haben!“

Der Flammentöter drückte den Zeigefinger auf die Nase und schwieg sich aus. In der Spitze, die eigentlich keine war, verspürte er ein Zucken, das kam natürlich nur von der Kälte da draußen.

„Junge, ohne dich geht's nicht mehr in der Fabrik, trotz Doktor Dezius! Die Bestellungen, es ist nicht zu sagen!... Und da das Gold scheffelweise angerast kommt, kannst du dir ja irgendwo hier oben — zum Ausspannen von Zeit zu Zeit — eine hübsche Villa hinbauen!... Ich würd' mir da eine lustige Frau mitbringen! Dem so'ne Einsamkeit zu zweien — ja unferner als Offizierssoldat kann sich das nicht leisten!“

Da warf sich der Flammentöter in die Sofaecke, daß das alte Gestell knackte und die Kaputen Federn vor Qual aufschrien.

„Goldsohn! Weißt du!... Such mir eine aus, meines wegen!... Und schick' sie mir raus, aber erst, nachdem du verheiratet bist!“

Krohlow lachte hell auf.

„Ich merke, wir haben uns ausgezeichnet verstanden! Aber gib mir's, bitte, in einem Briefe an Fräulein Helene Klausner schriftlich mit! Natürlich bloß, damit ich halbwegs meines fürchterlichen Eides entbunden bin und möglichst schnell zu meiner Trude komme!“

Der Flammentöter schloß die Augen und nickte Be-jahung... Der liebe, lustige Kerl, die Vene! Es würde ja fürs erste ein bisher reichlich Galopp durchs Leben gehen, und ob er mit kurzer Mähne etwas vorteilhafter ausfah,

erschien ihm sehr zweifelhaft. Aber wenn der schwarzhaarige Wildfang es durchaus haben wollte. . . Und liebebedürftig war er ganz ungeheuer! Da öffnete er wieder die Augen. „Nu sag bloß, Goldsohn, hat sie mich Rauhbein denn wahrhaftig lieb, oder?“

„Nichts von oder, Jungchen! Du weißt ja gar nicht, was du wert bist, herrlicher Kerl! Kopf und Herz ohne Konkurrenz wie dein Waschpulver und dein Flammentöb! Und das äußerliche läßt sich doch bei dir gerade gewachsenem Bürsch ein bißchen herausstaffieren!“

Der Flammentöber sprang auf, lachte, reckte die Arme zur Seite und zwinkerte wieder so listig mit den Augen wie er's schon lange nicht mehr getan.

„Weißt du, nun hab' ich's auch eilig! . . . O, bitte, keine falschen Schlussfolgerungen! . . . Bloß wegen des Försters und seines Judaslohns! . . . Aergern soll sich der Mann, bis er grün im Gesicht wird, wie seine Jacke. . . Zutsch soll ihm der Pensionär gehen und der viele Grog auf meine Kosten! . . . Also ich bitt dich schön, Goldsohn, heirat übermorgen!“

„In vierzehn Tagen, Flammentöber! . . . Und weil du so wütend bist auf die Försterseele, würd' ich ihn gleich ärgern, meinen Koffer packen, — Adieu Sie! . . . Und wenn wir uns ein bißchen dazuhalten, erwischen wir noch den Achtuhrzug! Trümmeln um Mitternacht die Uhlmannsche raus, morgen früh Haarschneiden, und dann ein taufisches Mädel geküßt, ein Mädel, Jungchen, das sich wahrhaftig ehrlichen Herzens schon längst nach dir sehnt.“

„Du, das sind eigentlich alles lauter ausgezeichnete Gedanken!“

Da lagen sich die Freunde in den Armen und lachten sich an.

Und als der Flammentöber am nächsten Mittag mit schön verschnittenem Haupt und Barthaar, im schwarzen Gehrod, einen Zylinder auf der Denkerstirn, durch den Garten nach der Klausnerschen Villa schritt, stand Helene Klausner hinter dem Vorhang, drückte ihr Patschhändchen auf die Brust, dorthin, wo sie ihr liebend Herze vermutete, und freute sich der kommenden seligen Stunden.

Die Perle.

Nacherzählt von Marie Behmerth.

(Nachdruck verboten.)

Es war schon sehr spät. In einem vornehmen und sehr bekannten Restaurant in Moskau waren einige Tische noch besetzt. Wessens an einem kleinen Tischchen in einer Nische sah ein besetzter Herr vor einer Flasche Rotwein und las die Zeitung. Ob und zu warf er einen raschen Blick nach dem Saal, um sich aufs neue in sein Blatt zu vertiefen.

Dieses Restaurant wurde besonders wegen seiner vortrefflichen Austern und seiner Appetitbrötchen von Feinschmeckern besucht. Man begegnete dort meistens denselben Stammgästen, denen der Besuch des Lokals zur lebendigen Gewohnheit geworden war.

Der Oberkellner war nicht nur genau vertraut mit allen Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten der täglichen Besucher, sondern zum Teil auch mit ihrer Lebensgeschichte. Gelassen stand er am Büfett und verfolgte mit strengem, kühlem Blick, wie ein Vorkühler, die Arbeit seiner Gehilfen.

Die Uhr schlug elf, noch zwanzig Minuten, und die Polizeistunde war da. Das Lokal mußte dann geschlossen werden. Es ist eben Kriegszeit!

Der Saal leerte sich allmählich. Hier und da erhob sich ein Gast, verlangte seine Rechnung und verließ das gemüthliche Restaurant. Es schien, als würde niemand mehr kommen. Der Herr in der Nische fuhr aber noch fort, seine duffende Zigarre zu rauchen und seine Zeitung zu lesen. Seine Umgebung schien ihm gar nichts mehr anzugehen. Für einen Augenblick erschien der Besitzer des Restaurants, winkte dem Oberkellner zu, die Polizeistunde nicht zu vergessen, und zog sich wieder zurück, nachdem ihm durch Kopfnicken eine stumme Antwort gegeben wurde. Plötzlich traten zwei äußerst elegant gekleidete Herren ein, der ältere etwa 45 Jahre alt, der zweite noch ganz jung. Sie hielten Umschau und ließen sich müden Blicks an einem Tische neben dem einsamen Gast nieder. Der eine nahm die Weinkarte zur Hand, der andere studierte aufmerksam die Speisekarte.

„Beude Cliquot dou!“ lautet die Bestellung an den Kellner. „Bringen Sie auch Pfirsiche und Ananas!“

„Was fehlt dir, Georg, hast du keinen Appetit?“ fragte der andere der beiden Herren, während der Kellner mit berechneten Worten anfing, die ausgezeichneten frischen Austern zu loben.

Mit Interesse hörte Georg ihm zu und sagte dann: „Nun gut! Bringen Sie, bitte, drei Duzend Austern!“

Wan brachte hurtig und geschickt das Gewünschte herbei. Der Minutenzeiger rückte erbarmungslos weiter. Der Oberkellner achtete

aber nicht darauf, weil er durch ein nervöses, hastiges Nüstern gefesselt wurde. Er drehte den Kopf um und sah, wie beide Herren, über den Austernteller gebückt, ein schimmerndes Ding betrachteten. Der Kellner traute seinen Augen nicht. Sollte das eine Perle sein? Er war bereits zwanzig Jahre im Austernteller angestellt, ohne je eine Perle in einer Auster gefunden zu haben. Und nun sollten diese Gäste gerade, die einen so reichen Eindruck machten. . . !

Der eine von ihnen lehrte sich nach ihm um, dann wandte er sich wieder seinem jüngeren Genossen zu. Mit ungewöhnlicher Gewandtheit verstand der Oberkellner alles genau zu verfolgen, was im Saale vorging. Er bemerkte, wie der eine Herr einen kritischen Blick auf die Einrichtung des Saales warf, dann sein Taschenbuch herauszog und eiligst einen glänzenden Gegenstand darin verbergte. Hieraus schien er sich wieder mit den Austern beschäftigen zu wollen, obgleich sein Gesicht, wie auch das seines Freundes, eine große Erregung verriet. Zeit war für den Oberkellner kein Zweifel mehr, und der Verdacht, daß die Gäste eine Perle gefunden hätten, verstärkte sich. Er ging flink ans Taschentuch heran und rief den Besitzer des Restaurants herbei. Leise teilte er ihm seine Beobachtungen mit.

Freundlich lächelnd trat der Wirt an die späten Gäste heran, fragte, ob sie noch Wünsche hätten, und sagte nach ablehnender Antwort hinzu: „Mein Lokal hat Ihnen heute Glück gebracht, nicht wahr, meine Herren?“

„Die Perle.“

Der ältere der Herren, an den diese Worte gerichtet waren, erwiderte verlegen: „Glück? Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen!“

„Es ist nichts in Abrede zu stellen, mein Herr, ich weiß, daß Sie eine große Perle in einer Auster gefunden haben, und Sie werden zugeben, daß sie nicht Ihr, sondern mein Eigentum ist.“

„Was fällt Ihnen ein? Ich hab' sie gefunden, und demnach gehört sie mir, verstehen Sie?“

„O nein, verstehen Sie gütig! Ich verkauf hier Austern, aber ohne Schale. Diese, wie z. B. die Teller, Messer und Gabel, sind mein Eigentum, demnach auch das, was sich in den Austeruschalen befindet. Die Perle ist mein.“

Ruhig versuchte der Perlenfinder zu antworten: „Lieber Freund, wenn wir nach Ihrer logischen Auffassung verfahren wollten, so müßten wir zu dem Endergebnis kommen, daß die Perle weder Ihnen, noch mir, sondern dem Fischer gehört, der die Austern gefangen hat. Ihm würde ich die Perle zurückgeben, aber unter keiner Bedingung Ihnen!“

„Gestatten Sie mir, die Perle zu betrachten!“ ließ sich die Stimme des einsamen Gastes aus der Nische vernehmen. „Ich bin nämlich Juwelier und kann Ihnen vielleicht dienlich sein!“ Mit diesen Worten trat er näher an die anderen heran, nahm die Perle in die Hand und sprach zu dem Finder: „Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Fund. Das ist eine Perle von seltener Größe, die mindestens 1500 Rubel wert ist. Ich habe in meiner langjährigen Praxis selten eine Perle von solchem Umfang, von solcher Reinheit und blendender Milchweiße gesehen. Sie ist ein ungewöhnliches Exemplar.“

Jetzt war der Gastwirt entschlossen, unter keinen Umständen auf den Besitz der Perle zu verzichten. Aufgeregt sagte er zu dem Finder:

„Ich will mich gütlich mit Ihnen abfinden und biete 500 Rubel, wollen Sie mir nun die Perle nicht herausgeben, dann zwingen Sie mich, die Polizei zu rufen.“

In diesem Augenblick schlug die Uhr halb zwölf, es war die Polizeistunde. Der Oberkellner bedeutete seinem Herrn, daß das Lokal geschlossen werden müsse.

Um keine Zeit zu verlieren, schlage ich Ihnen vor,“ sagte der Finder der Perle, „mir 1000 Rubel zu zahlen, und sie gehört Ihnen, anderenfalls nehme ich sie mit.“

Nach einigen Erwägungen, bei denen der Juwelier die Rolle des Vermittlers spielte und beide Parteien zu beruhigen suchte, einigte man sich dahin, daß der Gastwirt 750 Rubel zahlen und die Kosten für das Wendessen tragen sollte. Die Fremden verabschiedeten sich und verließen langsamen Schrittes das Restaurant, das bald in Dunkel gehüllt war.

Der glückliche Perlenbesitzer war außer sich vor Entzücken, stieg rasch die Treppe hinauf zu seiner Wohnung und träumte die ganze Nacht hindurch von seiner kostbaren Perle. Am folgenden Morgen ging er zu dem nächsten Juwelier, um seinen so billig erstandenen Schatz zu veräußern. Aber — welch Entsetzen! Verabschiedend lächelnd erwiderte der Juwelier, daß die Perle zwar prächtig aussehe, aber aus Wachs gemacht sei und gar keinen Wert weiter habe.

Seit jener Zeit gibt es keine Austern mehr in jenem vornehmen Restaurant, und der Oberkellner entschuldigt sich bei den Gästen verlegen mit den Worten: „Wegen des Tauchvorkrieges ist es leider nicht mehr möglich, Austern aufzutreiben! . . .“

Wahre kleine Bilder.

Zusammengestellt von Kurt Palm.

Ein Ruß von Schiller.

Am einem schönen Winterabend im Januar des Jahres 1785 gingen zwei ungefähr sechzehnjährige Mädchen über den Markt-

Platz in Darmstadt. Es lag ein schöner Schnee auf der Straße, und die lustigen Dinger warfen sich mit Schneebällen. Die schülernde Schlacht war gerade am hitzigsten, als aus dem sogenannten alten Palais des Prinzen Christian (bewohnt von der „alten Fürstin“ Albertine Luise, Gemahlin des Prinzen Georg Wilhelm, des Bruders des Landgrafen, und Großmutter der Königin Luise von von Preußen) zwei Herren traten, von denen der eine richtig einen derben Wurf empfing, der eigentlich der Fremdin gegolten hatte.

Mit einem Schrei wandten sich die Mädchen sofort zur Flucht. Indessen, die Herren fanden: „Strafe muß sein!“ und verfolgten die beiden hartnäckig. Die Jagd ging bis an das alte Rathaus am Paradeplatz. Dort wurden die Uebeltäterinnen eingeholt, gefaßt und trotz allem Schreien und Sträuben tüchtig abgefüttert.

Feuerrot und beschämt liefen sie nach Haus. Lachend wandten sich die Herren um und schritten dem Schloß zu.

Am nächsten Vormittag fand „große Cour“ bei Hofe statt. Fremde Herrschaften waren anwesend, wie Karl August von Weimar und seine Gattin Luise, eine Hesse-Darmstädter Prinzessin; es gab also viel zu sehen. Unter den Zuschauern stellten sich auch die beiden jungen Mädchen ein, deren Väter im Hofamte tätig waren. Da, wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie in dem Birkel der Auserwählten die beiden jungen Männer erblickten, die am vergangenen Abend eine kleine Unvorsichtigkeit so hart bestraft hatten! Es waren der Prinz Georg von Hessen und Friedrich Schiller.

Der letztere hatte am Abend vorher den Landgräfinnen, Töchtern und Schwägerinnen der geistreichen Fremdin Mercks und Klopstock, Henriette Karoline, und ihren fürstlichen Gästen dem ersten Akt des „Don Carlos“ vorgelesen, zuvor aber sich von frischen Lippen die nötige Stimmung dazu geholt.

Die eine der beiden Geliebten hieß übrigens Seiz und war die Tochter des Hofverwalters. Sie hatte Prinz Georg erwischt. Die große Schönheit des Mädchens machte auf den Prinzen solchen Eindruck, daß er es heiratete, nachdem es zur Baronesse ernannt worden war. Der Schneeball als Heiratsvermittler! Und es ist nicht einmal nur eine Fabel, sondern Wahrheit.

Chopin.

Der berühmte Tonkünstler war einmal bei einem Bankier zu Tisch geladen, einem jener wenig zartfühligen, geldstolzen Menschen, die einen Künstler stets dazu nötigen möchten, den Preis seiner Wahlzeit mit Musik zu bezahlen.

Als die Tafel aufgehoben war, drängte die Herrin des Hauses Chopin mehr als nötig, sich doch ans Klavier zu setzen, und quälte wiederholt:

„Spielen Sie uns doch etwas!“
 „Ach, Madame,“ erwiderte Chopin, „ich habe ja so wenig gegessen!“

Rossini.

Er lebte in den späten Tagen seines Lebens viel in dem Vertigen Passy bei Paris, wo er eine kleine, sehr schöne Villa besaß. Von morgens bis nachmittags 2 Uhr arbeitete er und empfing dann Besuche; nachher pflegte er in der Umgebung seines Häuschens spazieren zu gehen.

Da geschah es einmal, daß ein Fremder sich nach Passy aufgemacht hatte, um den berühmten Komponisten zu sehen und, wollte es sein Glück, auch zu sprechen. Auf dem Spaziergang traf er ihn. Dürfte er es wohl wagen, ihn anzusprechen? Ach — er nahm all seinen Mut zusammen, lästete den Hut und drückte ihm seine gewaltige Freude aus, einen so großen Menschen zu sehen. Es sei Herru Rossini doch auch nicht unangenehm?

Rossini reichte ihm die Hand und meinte lächelnd: „Nein, nein! Betrachten Sie mich so lange Sie Lust haben. Und wenn es Ihnen Spaß macht, dürfen Sie sogar ruhig um mich herumgehen, ich tue Ihnen wirklich nichts!“ Rossini war nämlich sehr dick.

Poesie auf Banknoten.

Die Kasse der Niedersächsischen Bank in Hildesburg hat im Jahre 1886 Banknoten ausgegeben, die eine von den meisten gar nicht beachtete Merkwürdigkeit zeigten. Es hat nämlich einer der Bankgründer — manche meinen, der Fürst selber, andere sagen, der beteiligte Prinz von Hohenlohe sei es gewesen — den Einfall gehabt, die einzelnen Kassenscheine zur Kontrolle so zu bezeichnen, daß daraus Verse von Volksliedern, bekantem Gedichten und deutschen Sprichwörtern mit Tinte niedergeschrieben waren. Je ein Vers sollte für eine Serie ausgewählt werden. Ein Sammler hat damals mühsam die Reihe Nr. 323 000 bis 232 007 zusammengebracht. Auf ihrem ersten Schein trägt der Revers im klatternden Band unterhalb des Wappens links die Nummer 323 000, rechts das Wörtchen „Ich“. Auf den folgenden Nummern steht:

- 323 001 = hab'
- 323 002 = mein
- 323 003 = sady'
- 323 004 = auf
- 323 005 = nichts
- 323 006 = gestellt,
- 323 007 = machbe!

Da alle Noten der Niedersächsischen Bank auf gleich originelle Art beschrieben und gezeichnet sind, bildet ihre Gesamtheit jedenfalls das wunderlichste und teuerste Spruch- und Lieberbuch der

Welt. Wer sich die Mühe des Suchens und Sammelns nahm und über die notwendigen Mittel dazu verfügte, konnte noch finden!

„Wer niemals einen Raufsch gehabt,
 der ist kein braver Mann!“
 oder:
 „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
 der bleibt ein Narr sein Leben lang!“

oder:
 „Willst Du immer weiter schweifen?
 Sieh, das Gute liegt so nah.
 Lerne nur das Gute ergreifen,
 Denn das Glück ist immer da!“

Von diesen Reimen und von vielen anderen sind untrügliche Bruchstücke heute noch vorhanden. Es möge niemand mehr sagen, im Geld- und Bankwesen sei keine Poesie zu finden. Hildesburg bewies in alter Zeit schon das Gegenteil.

Büchertisch.

— **Neue Frauenkleidung und Frauenkultur.** Organ des Verbandes für Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur. Schriftleitung: Klara Sander, Elise Wirminghaus, beide in Köln. Verlag der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe. Jährlich 10 Hefte in Hoch-Quart mit zahlreichen Abbildungen und Zeichnungen auf Kunstdruckpapier, sowie Schnittmusterbogen. Preis fürs Jahr 6 Mark, fürs Halbjahr 3 Mark. Probehefte un berechnet und portofrei. Das Juni-Heft ist erschienen.

— **Die neue Heimat.** Ein Gruß aus dem neuen Deutschland an die aus der Gefangenschaft heimkehrenden Deutschen. Fische-Verlag. Berlin NW 7. Preis 1,80 M. — Der Kaiser selbst schrieb diesem trefflichen Buch das Geleitwort, Hindenburg, Ludendorff, Herlling, Soem, Dreyander und viele andere unserer bedeutendsten Männer spendeten Beiträge, so daß ein wertvolles Werk entstanden ist. Wir können dem Buche nur die allerweiteste Verbreitung wünschen.

Sieheuer Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Grüne Bohnen (auf vegetarische Art): Die geschnittenen Bohnen werden mit Wasser oder Brühe, etwas Fett, Salz und Bohnenkraut weichgekocht. Dann reißt man ein bis zwei große, rohe, geschälte Kartoffeln dazu und läßt dies gut weiter kochen, bis die Bohnen weich sind. Die Kartoffeln machen das Gemüse dicklich und gebunden. Es wird mit Salz abgeschmeckt und mit Pfefferessig und gehackter Petersilie gewürzt.

Kartoffeln mit Buttermilch. Wo Buttermilch nicht erhältlich ist, hilft man sich, indem man Magermilch dick werden läßt und dann quirlt. Die gargekochten Salzkartoffeln werden zerdrückt, mit etwas Butter oder gebratenen Speckwürfeln durchgerührt und dann aufgetragen. Man verzehrt das Gericht aus Suppentellern, indem man die Milch über die Kartoffeln füllt. Das Gericht ist sehr nahrhaft.

Pudding von gekochter, geronnener Milch. Ein Liter geronnene Milch, eine Prise Salz, 4 Eßlöffel Zucker, 140 Gramm Grieß, 1 Ei. Man rührt den Grieß mit Wasser glatt und läßt ihn unter beständigem Rühren in die kochende Milch laufen. Sobald der Grieß gar geworden ist, kommen Zucker, Salz und das gut abgequirlte Eiweiß unter die Masse. Dann den Eierschnee darunter und die Masse zum Erkalten in eine Schale geschüttelt. Fruchtlos dazu gereicht.

Kartoffel-Eierkuchen. 1 bis 2 Pfund Kartoffeln werden geschält, gekocht und durch ein Sieb gerührt. Dann verrührt man die Masse mit etwa ¼ Pfund Mehl, 1 bis 2 Eiern, Zucker, Milch oder Wasser, soviel der Teig annimmt, und 1 Teelöffel Backpulver. Der Teig darf nicht zu flüssig sein. Man bestreicht die Pfanne mit Fett, backt bei gelindem Feuer goldgelbe Plinzen, die man mit Marmelade bestreicht, zusammenrollt und mit Zucker bestreut.

Geheimschrift.

3 4 5 6 7 8	Schouns — Theodor — Bots — Mohr — Agent — Most	1 2 3 4 5 6 7 8
----------------------------	---	--------------------------------------

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Anagramms in voriger Nummer:
 Hasen, Estrich, Lampe, Stand, Notar, Eisen.
Petersen.